Ausländische Postnachrichten.

Der „Mumienmensch" bildet jetzt in Paris eine Sehenswürdigkeit. Das subkutane Zellengewebe ist bei ihm verschwunden; die Muskeln und Knochen sind atrophisch. Der Kopf dieses seltsamen Individuums erinnert an Ribera's Heilige Maria von Egypten. Dieser Sieche ist scheinbar 12 Jahre alt, zählt aber in Wirklichkeit 28 Jahre; er mißt 1.45 Meter und wiegt nur 24 Kilogramm. Seit seinem fünfzehnten Jahre ist er derart mumifizirt. Man kann nicht schlechthin von Degeneration reden; vielmehr handelt es sich bei dem Mumienmenschen um partielle, lokalisirte Degeneration. Sein Nervensystem ist intakt, sein Verstand durchaus normal. Bevor er nach Paris kam, untersuchten ihn mehrere Aerzte, besonders in Marseille und in Montpellier. Professor Grasset von Montpellier hat eingehende Studien an ihm gemacht und kam zu dem Schlusse, daß es sich um einen seltenen Fall handelt, der vom Standpunkt der Aetiologie schwierig zu klassifiziren ist. Die Haut des Gesichtes ist runzeliges Pergament, das an den Knochen klebt. Nirgends sind Muskeln zu sehen. Das Ganze ist zusammengeschrumpft, gleicht einer großen Narbe, ist gewissermaßen erstarrt. Dieses mumifizirte Gesicht hat nichts Lebendiges an sich. Der Mund ist unbeweglich, verengt, halb geöffnet. Er sieht aus wie ein in einem Lederriemen geschnittenes Knopfloch. Die Nase tritt nur wenig aus der Gesichtsfläche heraus; sie zeigt in der Mitte eine Erhöhung. Die Nasenspitze ist sehr scharf; die Nasenflügel sind kaum sichtbar und unbeweglich. Die Lider sind schmal, zu kurz und vermögen nicht, den heraustretenden Augapfel zu bedecken. Die Wangen sind fleischlos; das Kinn ist eingeschrumpft. Bart fehlt gänzlich; reichlicher Haarwuchs bildet hingegen einen seltsamen Kontrast. Dieses Gesicht ist mit einem Wort das Bild des Gräßlichen. Und dann der Körper! Die Extremitäten des Oberkörpers sind sehr verkümmert. Es sind die Glieder eines schwächlichen Kindes, was noch immer viel gesagt. Trotzdem kann man am Arme das Rudiment eines Biceps ahnen. Aber welchen Biceps! Zur Hand hinab klebt sich die Haut wieder an den Knochenbau an. Sie ist dünn, gespannt und mit röthlichen Flecken besät. Der Arm läßt sich etwas biegen, und dennoch wagt man nicht, denselben die Bewegungen ausführen zu lassen, denn man glaubt, ihn krachen zu hören. Die Hand macht den Eindruck, als sei sie vollständig sezirt worden; sie ist wie todt. Die Finger kleben aneinander. Trotzdem kann man das Gelenk etwas biegen. Der Thorax ist beinahe normal, abgesehen davon, daß auch hier die Haut über die Knochen gespannt ist. Die unteren Extremitäten sind die eines Stelzenläufers. Die Atrophie ist eine allgemeine. Der Körper bewegt sich auf diesem großen knochigen Gestell mehr oder weniger leicht vorwärts. Die Hüfte und die Kniee sind ziemlich beweglich, so daß dieses Individuum, obgleich sein Gang sehr steif ist, sich bücken und ohne zu große Anstrengung Treppen steigen kann. Dagegen ist der Fuß gewissermaßen wie durch einen orthopädischen Stiefel an das Bein geschraubt. Er ist ebenso unbeweglich wie ein Holzfuß. Ungeachtet dieser Veränderungen, welche sich auf die Haut und die subkutanen Zellengewebe erstrecken, weisen die Muskeln, die Sehnen, die Knochen, die Eingeweide keine Anomalität auf. Das Herz ist an seinem Platz und funktionirt richtig. Das Athemholen geht normal vor sich. Die Leber und der Magen haben das natürliche Volumen. Der Appetit ist gut. Das Nervensystem ist intakt, das Gehirn vollkommen gesund. Dieser Degenerirte plaudert gewandt, ja versteht sogar kleine Probleme zu lösen.

Ein bewegter Abend in Pesaro. Man berichtet aus Mailand vom 10. ds.: In dem Städtchen Pesaro, wo bekanntlich Mascagni als Direktor des Konservatoriums Rossini wirkt, ist es gestern Abend zu einem argen, gegen Mascagni gerichteten Skandal gekommen. Man muß wissen, daß die Bevölkerung von Pesaro für Mascagni sehr begeistert war, bis es der Maëstro durchsetzte, daß diesen Winter im Theater des Städtchens sein „William Ratcliff" zur Aufführung gebracht werde. Der „Ratcliffe" ist aber unstreitig die hohlste und langweiligste unter allen Opern Mascagni's, und dieses Werk zwei Monate hindurch immer von Neuem mitanhören zu müssen, mag eine Folter sein und hat das Theaterpublikum Pesaro, insbesondere die Abonnenten, zu geschworenen Feinden Mascagnis gemacht. Wie man sich denken kann, stand es unter diesen Umständen auch um die Finanzen des Theaters schlecht. Das Personal konnte nicht bezahlt werden. Gestern Abend brach nun das Unwetter los. Es sollte wiederum „William Ratcliff" gegeben werden, aber vor Beginn der Vorstellung erklärte Kapellmeister Tango, er werde nicht dirigiren, wenn man ihm nicht auf der Stelle sein rückständiges Gehalt auszahle. Die Impresa war dazu beim besten Willen außer Stande und rief Mascagni um Hilfe an. Dieser erklärte, daß der Kapellmeister im Rechte sei. Inzwischen wurde das Publikum ungeduldig und gerieth in Zorn gegen den widerspenstigen Kapellmeister. Mascagni hielt von seiner Loge aus eine Ansprache an das Publikum, wurde aber niedergezischt. In diesem Augenblicke führten zwei Polizisten den Kapellmeister in das Theater zu seinem Platze hin und wollten ihn zwingen, die Vorstellung zu dirigiren. Das Publikum brach in Schimpfrufe gege den Unglücklichen aus, während Mascagni und eine kleine Minderheit der Zuhörer ihn in Schutz nahmen. Es dauerte nicht lange, so wurde man handgemein. Mascagni war außer sich vor Wuth und überhäufte das Publikum immer aufs Neue mit Beleidigungen. Das Ende vom Liede war, daß der Präfekt Herrn Mascagni und den Kapellmeister Tango mit Gewalt aus dem Theater schaffen und unter polizeilicher Bedeckung in ihre Wohnung geleiten ließ. Das Publikum beruhigte sich dann sehr bald, und da der Bürgermeister dem Personal Bezahlung versprach, nöthigenfalls aus städtischen Mitteln, so konnte unter Leitung eines stellvertretenden Kapellmeisters auch eine Vorstellung zusammengebracht werden — die Künstler sangen Romanzen und Arien, das Orchester spielte ein paar Tänze, das Publikum freute sich, einen so denkwürdigen Abend verlebt zu haben und der Impresario war glücklich, daß er die Eintrittsgelder nicht hatte zurückzahlen müssen. Dagegen soll Mascagni's Stimmung — und das klingt sehr glaubwürdig — nicht eben die rosigste sein.

„Ein Gast zu vermiethen." Diese ungewöhnliche Ankündigung, so schreibt das Wiener „Fremdenblatt", dürfte in der nächsten Zeit sich einbürgern, wenn ein von England ausgehendes Beispiel Nachahmung findet. Praktisch, wie die Engländer sind, scheinen sie das Mittel gefunden zu haben, um einem bei gesellschaftlichen Veranstaltungen oft schmerzlich empfundenen Uebelstande abzuhelfen. Man weiß, wie schwer es für Leute, die ein elegantes „Haus" machen wollen, oftmals ist, interessante Berühmtheiten aufzutreiben, damit das Diner oder Souper einen erhöhten sozialen Glanz aufweise. Ein Fall, der auch nicht selten vorkommt, ist die leidige Fügung des Zufalls, daß in Folge von Absagen die übrigbleibende Tischgesellschaft sich auf die in weitesten Kreisen unbeliebte Zahl Dreizehn zu reduziren droht. Zwar verfügen einzelne, vom Geschick besonders bevorzugte Familien über gutwillige Bekannte, die sich im letzten Momente behufs Vermeidung der 13 gefügig einladen lassen. Es gab in Wien einmal einen solchen Aushilfsgast, der auf den Taufnamen Ludwig hörte und deshalb von seinen Intimen gerne „Ludwig der Vierzehnte" genannt wurde. Aber er war doch nur ein Dilettant und eine vereinzelte Erscheinung, mit der man nicht als mit einem regelmäßigen Faktor rechnen konnte. Die besagte, aus London kommende Anregung schafft ein- für allemal Remedur, und sie überhebt Familien, die trampfhaft nach Sommität jagen, der Gefahr, sich mit einem „Schweizer Admiral" begnügen zu müssen. Das englische Novum aber besteht darin, daß ein lediger Lord (ein verheiratheter wäre nicht der richtige Mann, weil seine Lady die Sache kompliziren würde) bereit ist, gegen Honorar Einladungen anzunehmen. Für acht Pfund Sterling besucht er Bälle und Hochzeitsfeierlichkeiten, für fünf Pfund Bälle, für zwei Pfund einfache Diners. Er sagt nicht, ob er auch einen Tarif für Reconnaissancebesuche hat; das Ganze muß überhaupt noch im Detail ausgearbeitet werden. Vielleicht kommt ein Leihinstitut zu Stande, das Gäste verschiedene Kalibers zu verschiedene Preisen auf Lager hält. Ueberhaupt kann sich da aus kleinen Anfängen noch Großes entwickeln. Aber der Anfang ist gemacht, und bei allen Neuerungen ist eben der Anfang das Wichtigste.

Groß-Marmaros. Der von den Polizeibehörden in Wien und Budapest lange gesuchte Raubmörder Alfons Hradil wurde hier verhaftet. Hradil hat im Januar in Budapest die alte Frau Koch erschlagen und beraubt und kurz darauf in Wien eine Frau Clavic lebensgefährlich verletzt und beraubt. Hradil hat beide Unthaten eingestanden. Leugnen bezüglich des Raubmordversuches in Favoriten wäre übrigens nutzlos gewesen, denn man fand in seinem Besitze mehrere vom Raube herrührende Gegenstände. Hradil ging aber in seinem Geständnisse noch weiter. „Es kommt jetzt ohnedies auf Eins hinaus," bemerkte er cynisch zu dem ihn verhörenden Polizeikommissär, „so mögen Sie denn wissen, daß ich in Budapest, wenn nach der Ermordung der Koch meine Spur nicht entdeckt worden wäre, weitere Morde versucht hätte." Dagegen leugnet Hradil, an der Ermordung der Marie Bjelobada betheiligt gewesen zu sein. Hradil ist 23 Jahre alt und von nicht gewöhnlicher Intelligenz. Hradil lebte seit drei Jahren von Diebstählen und wird von mehreren Behörden gesucht man konnte aber seiner nicht habhaft werden, da er stets seinen Namen wechselte und sich in den Besitz falscher Arbeitsbücher setzte. In Budapest hatte er vier Geliebte.

Auch eine Kanzelrede. — Von einem Pastor Wichmann „tau Zapel bi Criwitz" in Mecklenburg erzählt Felix Stillfried in der neuesten No. 11 der Zeitschrift „Niedersachsen" (Bremen) folgende originelle Kanzelrede: „Ja, dor sitt Ji Kopp bi Kopp, un wull ick hüt min Käppi von de Kanzel smiten, dat fel nich up de Jrd'. Un süs des Sündags? Denn künn ick mit den Köster hier Kuhlsäg spelen und Griep, wenn uns dat Spaß mök, so leddig is't denn in de Kirch! Lüd', Lüd', denkt Ji denn gar nich an den jüngsten Dag? Wenn denn uns' Herrgott up sinen Thron sitt un all' de Minschen üm em stahn un hei de Schap tau sine Rechten stellt un de Bück tau sine Linken, denn röppt hei ok nah mi: „Johann Peter Wichmann, wo hest Du Dine Schape?" Denn äwer düker ick mi un verstek mi in den Hümpel, dat hei mich nich gewahr ward. Hei äwer röppt taun annern Mal: „Johann Peter Wichmann, wo hest Du Dine Schape?" Un ick düker mi noch duller un segg kein Wurd. Newer denn röppt de Herrgott taum drüdden Mal: „Johann Peter Wichmann, wo hest Du Dine Schape?" Un denn seih ick jo, dat helpt minch nich, un ick richt mi äwer Enn': „Ach, leiw Herrgott", segg ick, „'t sünd keine Schape nich, ! sünd allens raudige Bück!" — „Lüd', Lüd', denkt an den jüngsten Dag, dat ick nich luter Bück tau wisen brut!"

Wien, 12. März. Der Laryngologe Prof. v. Schrötter nahm Anlaß, Vergiftungen durch Chlorkalilösungen zu besprechen, um, wie er einleitend sagte, vor der Anwendung dieses Mittels zu warnen. „Ich erfuhr", sagte der Vortragende unter deutlicher Anspielung auf den Fall Mitterwurzer, „daß der Kranke häufig mit Chlorkali gegurgelt habe, das jetzt häufig als Mundwasser, aber ebenso häufig auch innerlich als antiseptisch wirkend sollendes Mittel gegeben wird. Von vielen Aerzten wird es gegenwärtig bei Diphtherie verordnet, und zwar in ziemlich großen Dosen, von 4 bis 40 Gramm. Die Haupteinwirkung dieses Medikaments ist die auf das Blut, nämlich die Zerstörung der rothen Blutkörperchen. Ich will nun ganz besonders darauf aufmerksam machen, daß gar kein Grund dazu vorhanden ist, das Chlorkali als Mundwasser, noch weniger aber innerlich anzuwenden. Man hat das gethan, weil man sich vorgestellt hat, man bekomme eine große Menge Sauerstoff zur Verfügung, den man im Organismus verwenden könne; aber es findet eine solche Zersetzung des chlorsauren Kalis nicht oder in ganz geringer Menge statt. Die erwartete Wirkung tritt also nicht ein, es besteht mithin auch keinen Anlaß zu einer solchen Verwendung des Chlorkalis. Merkwürdig ist anderseits, daß man kleinen Kindern Tage hindurch Dosen bis 40 Gramm gegeben hat, ohne daß Vergiftungserscheinungen eingetreten wären, daß aber bei Erwachsenen bei Anwendung einer geringern Dosis der Tod eingetreten ist, insbesondere bei solchen Personen, die chlorsaures Kali als Gurgelwasser benützt haben. Daraus ergibt sich, daß außerordentlich vorsichtig vorgegangen werden muß, und daß, was wohl die Hauptsache ist, der Kranke sich sein Mundwasser nicht selbst bereiten darf, denn es kann namentlich bei aufgeregten Menschen leicht vorkommen, daß sie eine große Menge nehmen und auch verschlucken." Professor v. Schrötter führte einen Kranken seiner Klinik vor, der auf dieselbe Weise wie Mitterwurzer erkrankt ist, der aber, weil die Krankheit rechtzeitig erkannt wurde, wohl gerettet werden wird."

Zahnpflege in den Schulen. Auf die Nothwendigkeit, praktische Hygiene in den Schulen auch insofern zu pflegen, daß man die Zähne der Schulkinder unter fachmännische Aufsicht stelle, ist häufig schon hingewiesen worden. Ein neues Argument für diese Nothwendigkeit wird aus Wiesbaden mitgetheilt. Der dortige Zahnarzt Herr Stieren untersuchte in zwei Bürgerschulen die Zähne von 1318 Schulkindern im Alter von 6 bis 14 Jahren. 97,3 pCt. (!) derselben hatte kranke Zähne, und zwar zusammen 7964, durchschnittlich jedes Kind unter 22 Zähnen immer 6 kranke. 17 Zähne waren bereits entfernt, 2 bis 3000 müßten noch entfernt werden, aber ungefähr 5000 wären durch geeignete Behandlung noch zu retten, während bisher nur 17 (!) erhalten worden waren.

— Schmeckt die Elektrizität? Während wir einen besonderen Sinn zur Wahrnehmung der Elektrizität leider entbehren, nehmen wir Wirkungen der Elektrizität mit mehreren Sinesorganen wahr: Wir empfinden den elektrischen Schlag mit den Hautsinnesnerven und wir sehen den elektrischen Funken mit dem Auge. Aber auch auf den Geschmackssinn wirkt die Elektrizität. Volta, dem wir so viele Bereicherungen unserer Kenntniß der Elektrizität verdanken, machte auch folgende Entdeckung: Wenn er an die obere und an die untere Seite der Zunge je ein Stück Metall — natürlich Stücke von verschiedenen Metallen — brachte und beide Metallstücke außerhalb des Mundes sich berühren ließ, so empfand er einen saueren oder einen laugenartigen Geschmack, je nachdem der positive oder der negative elektrische Pol auf der Zungenfläche lag. Es ist diese Beobachtung um so höher anzuschlagen, als zu Voltas Zeiten noch nicht bekannt war, daß durch die Elektrizität eine Zersetzung von Körpern in saure und laugenartige Bestandtheile stattfindet. Nun hat der Russe Ljubimow diese Versuche von Volta kürzlich wiederholt. Er fand dabei, daß Volta eine ganz erstaunlich feine Geschmacksempfindung gehabt haben muß, denn er selbst konnte beim Auflegen der Metalltheile den Geschmack nur dann wahrnehmen, wenn er ganz besonders wirksame Metalle anwandte, und auch sonst günstige Versuchsbedingungen vorhanden waren. Als Ljubimow die Versuche an anderen Personen wiederholte, stellte es sich heraus, daß nur Leute, die sich auch bei anderen Gelegenheiten als mit feinem Geschmacksempfinden ausgestattet erwiesen hatten, eine Geschmackswirkung der Elektrizität wahrnahmen.

Allerlei.

— Auf und davon. Eine schöne Ueberraschung wurde dem Clevelander Fischhändler William Ziegler zu Theil, als er am Freitag Nachmittag nach seiner Wohnung zurückkehrte. In dem Hause herrschte ein großes Durcheinander. Er glaubte anfangs, daß Einbrecher dagewesen waren. Seine Frau und die übrigen Angehörigen seiner Familie waren nirgends zu finden, was um so auffallender war, als seine Familie fast nie gemeinsam das Haus verlassen hatte. Auf einem Tische fand Ziegler schließlich einen Brief seiner Frau, dessen Inhalt ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel berührte. Der Brief hatte ungefähr folgenden Wortlaut: „Ich bin fort, um nie mehr zurückzukehren, denke ich sei gestorben. Wenn Du Lust hast, Dich anderweit zu verheirathen, so steht Dir nichts im Wege." Außer Frau Ziegler sind auch ihre beiden Töchter und ihr Schwiegersohn Charles Rodermund auf und davon. Am Freitag Morgen verließ Ziegler wie gewöhnlich um 7 Uhr das Haus. Kaum war er fort, als in größter Eile die Vorbereitungen für die Flucht getroffen wurden. Um 9 Uhr fuhr bereits ein Expreßwagen vor dem Hause vor, auf den die Kasten und Koffer geladen wurden. Wann die Familie das Haus verließ, ist nicht bekannt. Ziegler kam mit seiner Familie vor mehreren Jahren aus Deutschland nach Cleveland. Sie wohnten mit ihren Töchtern, von denen die Aelteste mit Chas. Rodermund verheirathet ist, zusammen. Ein verheiratheter Sohn, Wilhelm Ziegler, ist ein Versicherungs-Agent. Das Familienleben soll, wie der verlassene Gatte sagt, stets ein glückliches gewesen sein, und es ist ihm deshalb um so unbegreiflicher, was seine Angehörigen zu der Flucht veranlaßt haben konnte. Er machte der Polizei die Anzeige, erklärte aber dabei, daß er keine Anstrengungen machen werde, die Flüchtlinge zu finden. Wie Ziegler sagt, hat seine Frau vor ihrer Abreise $600 bei der Bank geholt und außerdem die goldene Uhr ihres Gatten mitgenommen. Das Geld stand auf dem Namen seiner Frau, gehörte aber ihm. Rodermund war längere Zeit Buchhalter bei der East End Foundry Co., war aber seit Kurzem außer Arbeit. Frau Rodermund ist 25 Jahre, ihre Schwester 22 Jahre alt. Ziegler glaubt, daß seine Familie die Reise nach Deutschland angetreten habe.

— Ungeheure Aufregung herrscht in Marietta, O., über eine in dem Hause des ungefähr zehn Meilen von hier wohnenden Farmers Henry Biegel von Räubern vor einigen Nächten verübte Schandthat, und falls man der Thäter habhaft werden sollte, wird unzweifelhaft summarische Justiz an ihnen geübt werden. Biegel, welcher wohlhabend ist und gewöhnlich größere Summen Baargeld im Hause hat, wurde von zwei maskirten Einbrechern, die mit vorgehaltenen Revolvern auf ihn eindrangen, überfallen und unter Drohungen aufgefordert, ihnen den Platz, wo er sein Geld aufbewahre, zu zeigen. Als Biegel sich weigerte, wurden er, seine Gattin und sein acht Jahre altes Söhnchen gefesselt. Letzterem wurde ein an der Zimmerdecke befestigter Strick mittelst einer Schlinge um den Hals gelegt, und als Biegel sich immer noch weigerte, dem Verlangen der Räuber nachzukommen, begannen die Schurken, den Knaben empor zu ziehen und zu stranguliren, bis dessen Zunge hervortrat. Die Mutter des Knaben wurde bei dem entsetzlichen Anblick ohnmächtig und Biegel bot den Räubern $500, um den Knaben zu retten. Der Knabe war bereits bewußtlos und liegt jetzt todtkrank darnieder. Die Räuber machten sich mit dem Gelde davon. Man vermuthet, daß es dieselben Banditen sind, die vor Kurzem auf ähnliche Weise von dem in der Nähe wohnenden Dr. J. J. Cor $1700 erpreßten. Die Farmer werden eine Versammlung abhalten, um eine Belohnung auf die Ergreifung der Räuber zu setzen.

— In New York wären zwei Personen, Mann und Frau, um's Haar in einem sog. „Foldingbed", welches im Parlor stand, elendiglich um's Leben gekommen. Es war gerade halb zwei Uhr, als Herr E. B. Morris aufgestanden war, um ein Glas Wasser zu trinken. Er ist ein etwa 55 Jahre alter Herr, von gar gesundem Körperbau und einem Gewicht von 265 Pfund. Seine Gattin, die mehrere Jahre jünger ist und in demselben Bette ruhte, schlummerte, mit dem Kopf nach der Fußseite hin, ruhig weiter. Nachdem Morris seinen Durst gelöscht hatte, wollte er sich wieder in's Bett zurückbegeben, doch, siehe da, er hatte kaum sich hingesetzt, als das Ding zusammenklappte und Mann und Frau zwischen Holz und Decken und Kissen gefangen hielt. Der Vordertheil des Bettes, einen Chiffonier darstellend, wiegt mehr als dreihundert Pfund, wodurch es leicht erklärlich wird, daß sich das Ehepaar in einer ebenso unangenehmen als gefährlichen Lage befand. Nur mit größter Anstrengung gelang es Herrn Morris, der schon dem Erstickungstode nahe war, seinen Kopf aus der eingeklemmten Lage zu befreien und um Hilfe schreien zu können. Der in einem anderen Theile schlafende Sohn des Ehepaares stand schleunigst auf und eilte seinen Eltern zu Hilfe. Es gelang ihm nur mit der allergrößten Anstrengung, den einen Theil des Bettes herabzuziehen und seine Eltern aus ihrer gefährlichen Situation zu befreien. Er merkte den ersten Augenblick, daß sowohl Mutter als Vater ziemlich schwer verletzt waren und beeilte sich deshalb, den in der Nachbarschaft wohnenden Dr. Hirschfeld herbeizurufen. Herr Morris war in der Zwischenzeit bewußtlos geworden, doch gelang es dem Arzte schon nach kurzer Zeit, ihn wieder zur Besinnung zu bringen; sowohl Herr Morris als seine Gattin sind ziemlich übel mitgenommen worden und dürfte es einige Zeit dauern, ehe sie sich von den Schrecken dieser Nacht erholt haben. Das Ehepaar wird das hinterlistige Klappbett sofort in die Rumpelkammer schaffen lassen, denn es will es nicht noch einmal riskiren, lebendig im Bette begraben zu werden. Herr Morris wird übrigens einige Tage das Bett hüten müssen, ehe er sich von den ausgestandenen Strapazen erholt haben wird.

— Wenn sich zwei junge Menschenkinder recht von Herzen lieb haben, dann mögen sich alle Elemente und Cousins der Welt verschwören: die Liebenden kriegen sich doch. Punktum. Streusand drüber. Wers nicht glauben will, der frage einmal den Henry Tatje und die Margarethe Hutmann — nein doch, heute muß man sagen Herrn und Frau Tatje. Die Beiden werden bestätigen, daß treue Liebe alle Hindernisse überbrückt, aller Stürme und aller Cousins spottet. Sonst wären sie ja auch kein Ehepaar geworden. Der erste Theil der Geschichte spielt an Bord des Lloyddampfers „H. H. Meier", der am Donnerstag, nachdem er mannigfache Abenteuer bestanden, im New Yorker Hafen einlief. Unter den Passagieren befanden sich zwei Brüder Kragge aus Kansas City, Margarethe und Henry Tatje. Die Brüder Kragge hatten der alten Heimath einen Besuch abgestattet und Cousinchen Hutmann zu einem Gegenbesuch überredet. Auch Tatje, ein bemittelter Fleischer in New York, hatte in Deutschland Verwandte besucht. Da alle vier Kajütenpassagiere, konnte es nicht ausbleiben, daß Margarethe und Henry bekannt wurden, und da der Entwicklung zarter Triebe im Herzen nichts förderlicher ist, als eine Wasserfahrt, so waren die beiden Leutchen bald über die Ohren verliebt. Die Kragges hatten für die Symptome des Verliebtseins kein Auge. Hätten sie es gehabt, dann wäre es ihnen sicherlich aufgefallen, daß Margarethes Händchen oft länger in Henrys starker Rechten ruhte, als von der strengen Sitte erlaubt, und daß Henry Margarethen Blicke zuwarf, feuriger als der stärkste Punsch. Aber die Brüder Kragge merkten nichts. Das Interesse wurde von Eisbergen und hohen Wellen und von dem Feuer im vorderen Raum des Dampfers in Anspruch genommen: was kümmerte sie das Feuer, das Gott Amor in den Herzen der beiden Liebenden angefacht. Kurz vor der Landung machte Margarethe den Cousins die Mittheilung, daß sie, statt nach Kansas City zu gehen, in New York zu bleiben und Tatje zu heirathen gedenke. Die Kragges sagten nein. Was, das Cousinchen dem Tatje lassen? Lieber würde sie noch einmal den Ozean kreuzen und Margarethe zur Mutter zurückgeleiten. Aber Margarethe blieb fest, um so fester, als Tatje erklärte, daß er ein Vermögen von $10,000 habe. Gleichzeitig händigte er der Geliebten 1000 Mark ein, damit sie die nöthigen Vorbereitungen treffen könne. Die Cousins gaben den Kampf noch nicht auf. Sie sprachen bei Hilfs-Einwanderungs-Kommissär McSweeney vor und veranlaßten Margarethes Detention. Doch es half ihnen nichts. Tatje führte den Nachweis, daß er Bürger der Ver. Staaten sei und durchaus in der Lage, eine Frau zu ernähren. Außerdem sei Margarethe majorenn. So vielen Argumenten konnte McSweeney nicht widerstehen — er gab Margarethe frei. Das letzte Wort in der Sache sprach Pastor Schneider, von dem die Liebenden getraut wurden.

— Der Roman eines Beines. Es sind jetzt nahezu 30 Jahre her, daß unter der Führung von Lydia Thompson und Pauline Markham die englischen „Burlesque-Blonden" ihre erste amerikanische Invasion ausführten. Im alten Niblos Garden waren sie damals durch mehrere Saisons die „rage" des ganzen schaulustigen New York's. Selbst hervorragende Geistliche ließen sich in ihren Vorstellungen antreffen, wo sie natürlich nicht die blonden Haarschöpfe und enthüllten Beine der Londoner Sirenen, sondern, wie sie feierlich erklärten, das von ihnen gesprochene klassische Englisch bewunderten. Auch im Westen machten die übermüthig-reizenden Geschöpfe nachhaltiges Furore. Auf und außerhalb der Bühne. In Chicago namentlich dadurch, daß Lydia Thompson, die klein und zierlich war, unter Assistenz der heroisch geformten Pauline Markham (man nannte sie allgemein nur die „Schönheit mit den Heldenschenkeln") Wilbur E. Storey, den damals allmächtigen Herausgeber der „Chicago Times" und Repräsentanten des grimmigsten gelben Journalismus jener Tage, auf offenen Bahnhof-Perron durchpeitschten. Bei der allgemeinen Beliebtheit, derer Storey sich erfreute, fand sich hinterher nicht einmal ein Richter, der die beiden schlagfertigen Amazonen verurtheilen wollte. Das ist jetzt, wie gesagt, schier dreißig Jahre her, und die jüngere Theater-Generation hat wohl ebenso wenig noch eine Idee von Lydia Thompson und ihren Blonden, wie die jüngere Journalistik etwas von Wilbur E. Storey mehr weiß. Da taucht plötzlich in den Zeitungen, in einem Louisviller Telegramm (siehe „Volksblatt" vom 26. d. Mts.) wieder einer dieser Namen auf, — und wieder ist es die ganze Glorie des wirklichen Beines und diejenige eines vollen Erfolges, was diesen Namen umgiebt. Der Name Pauline Markham's, des obengenannten Flügel-Adjutanten und Prügel-Assistenten der Lydia Thompson! Sie hat soeben vom Kentucher Obergericht in Frankfort in einem Schadenersatz-Prozeß für ein „zum Gebrauch in Trikots" untauglich gewordenes Bein Alles in Allem $6000 zugesprochen bekommen. Und das heute noch, im Jahre 1897! Was muß dieses Bein erst 1867, als ganz New York davor auf den Knien lag, werth gewesen sein? Und wie wenig muß heute Das werth sein, was von Pauline Markham nach Abzug dieses, vom Gericht so generös taxirten, Beines übrig ist?!

— Ein Mann, welcher den Namen Chas. Brown angab, fand vor etlichen Tagen Aufnahme im Hospital zu Olean, N. Y., und verfiel bald darauf in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst nach 48 Stunden wieder aufwachte. Verwundert rieb er sich die Augen und seine erste Frage war: „Wo ist meine Geldtasche?" Die Erwiderung, daß er als „Tramp" nach Olean gekommen, wollte er erst gar nicht glauben. Eine Weile schaute er sinnend drein, dann rief er bestürzt aus: „Meine Diamanten sind mir gestohlen worden!" Allmälig begann in ihm die Erinnerung wieder aufzudämmern, wenn auch die Ereignisse seit August v. J. in Dunkel gehüllt blieben. Aus seinem Munde erfuhr man nun folgende seltsame Kunde: Der mysteriöse „Charles Brown" ist in Wirklichkeit David J. Pelfair, ein Millionär aus dem fernen Südamerika, der dort an den werthvollen Diamantgruben der „Seven Associates Company" betheiligt ist. Im Sommer v. J. kam er hierher, um direkte Geschäftsverbindungen mit amerikanischen Diamantenhändlern anzuknüpfen. In einem Leibgurt trug er eine Sammlung von kostbaren Edelsteinen, 103 an der Zahl, die er hier zu Lande verkaufen wollte. — Der Diamantenhändler und Millionär erinnert sich noch, daß er zuletzt im August v. J. in Chicago an einem Nachmittage im Jackson-Park lustwandelte und nach dem Konzert, bei anbrechender Dunkelheit, den Heimweg antrat. Auch glaubt er sich dunkel entsinnen zu können, daß er in eine Droschke gebracht wurde. Was dann weiter mit ihm geschehen, weiß er nicht. Erst hier im Hospital ist er wieder zu sich gekommen. Der Polizeichef von Olean ist fest überzeugt, daß die ganze wunderliche Geschichte von dem Diamantenraube eine wahre Begebenheit ist. Durch Nachforschungen ist er in seinem Glauben an Richtigkeit der Angaben noch bestärkt worden. Er hat den Millionär und Diamantenhändler jetzt gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen und leitet die Nachforschungen nach den verschwundenen Diamanten. Ueber den räthselhaften Fall spricht der Polizei-Chef die Ansicht aus, daß Pelfair von den Räubern in Chicago mit einem „Sandbag" niedergeschlagen wurde, eine schwere Gehirnerschütterung davontrug, unter deren Folgen er monatelang in geistiger Umnebelung in unbewußter Lebensverrichtung zubrachte. Vermuthlich sei er die Zeit vom August v. J. von einem Hospital in's andere gewandert. Pelfair hat auf die Wiedererlangung seiner Diamanten eine Belohnung von $25,000 ausgesetzt.

— Die Legislatur von Missouri hat, wie schon früher mitgetheilt, in ihrer kürzlich geschlossene Sitzung ein Gesetz erlassen, welches namentlich den katholischen Geistlichen im Staate, und davon sind drei Viertel Deutsche, Unannehmlichkeiten bereitet. Dieses Gesetz verbietet nämlich die Vollziehung von Trauungen durch Geistliche, welche nicht Bürger der Ver. Staaten sind. Da nun die katholischen Geistlichen, mit wenigen Ausnahmen, an der Wahlkampagne oder Wahl keinen aktiven Antheil nehmen und auch nur sehr wenige dem vor mehreren Jahren ihnen vom Erzbischof Kenrick gegebenen Rath, Bürger zu werden, gefolgt sind, so hat das Gesetz für viele, namentlich Landgeistliche, unangenehme Folgen. Die noch nicht Bürger gewordenen Geistlichen wohnen weit auseinander und die Kreisgerichte haben nur zwei Termine im Jahre. In Folge dessen werden die Geistlichen sich an das St. Louiser Kreisgericht, welches Jahr aus Jahr ein in Sitzung ist, wegen Erlangung von Bürgerpapieren wenden müssen. Zwei Pfarrer, G. N. Brand von der St. Julius-Kirche in Neier, Franklin County, und J. C. Ernst von der Allerheiligen-Kirche St. Peters, haben kürzlich mit Hülfe von Herrn Heinrich Spaunhorst bereits ihre zweiten Papiere erlangt, nachdem sie seiner Zeit dem Rathe des verstorbenen Erzbischofs Kenrick gefolgt waren und das erste Papier erwirkt hatten. Für gar Viele wird das Gesetz geradezu prohibitiv wirken, da sie zwei Jahre nach Erlangung des ersten auf die zweiten Bürgerpapiere warten müssen. Ihre Gemeinden haben natürlich mitzuleiden. Das Gesetz ist natürlich apaistischen Ursprungs und wurde in der Legislatur ganz unbemerkt durchgeschmuggelt. Von den irischen Pfarrern werden sehr wenige betroffen, insgesammt etwa 200 Pfarrer und Gemeinden.

— Kasernenhofblüthe. Sergeant (zu einem dünkelhaften Bankiers-sohn): „Einjähriger Goldstein, wollen Se sich jefälligst von der Höhe Ihrer Million in die Kniebeuge herablassen!"

— Was ein Häkchen .... Der kleine Cohn: „Tateleben, kauf mer einen Drachen!" — Cohn: „Wozu?" — Der kleine Cohn: „Will ich doch auch steigen lassen Papiere!"